

der zum Dienst. Ich erzählte es außer Petra vorerst niemandem. Solche Zurückhaltung, das erfuhr ich in meinem späteren Leben in Westdeutschland, ist eine äußerst praktische Verhaltensweise.

Die Amerikaner kommen

Ein Kleinbus rollte durchs KDL, hielt vor dem Klub und aus dem Fahrzeug stiegen mehrere Zivilisten. Wer hätte das je gedacht, Amerikaner im Küstenraketenregiment. Wir saßen im Besprechungsraum des Klubgebäudes zusammen. Wie es der Zufall wollte, frischte ich seit einem knappen halben Jahr mein Englisch etwas auf. Fast jeden Abend lernte ich vor dem Schlafengehen Vokabeln, Grammatik und Redewendungen. Ich hatte zwar sechs Jahre Englisch in der Schule gelernt, aber ohne Praxis verkümmerte die Fähigkeit, sich auszudrücken, recht schnell.

Zu Besprechungsbeginn begrüßte ich die Gäste in Englisch. Oberbootsmann Radtke hatte mir bei der Vorbereitung etwas geholfen.

Ich erinnere mich aus dem gesamten neunköpfigen Team nur an drei Gesichter. Den korpulenten Mr. Brattin konnte man nicht übersehen. Er verfügte von der amerikanischen Seite über den größten technischen Sachverstand. Ihn sollte ich später wiedersehen. Auch der stellvertretende Marine- und Luftwaffenattaché von der amerikanischen Botschaft, Mr. Arthur Craig Griffin, blieb im Gedächtnis. Fregattenkapitän Frank vom FüM II/1 kannte ich schon.

Mein Englisch erwies sich dann doch nicht als so perfekt, daß ich alles verstehen und auffassen konnte. Korvettenkapitän Griffin und Fregattenkapitän Frank dolmetschten. Drei Gesprächskreise befaßten sich mit Detailfragen. Alle Teilnehmer besichtigten anschließend die Startrampen, die Regelhalle, die Raketenhallen und die Tankplätze. Sie lernten den gesamten Technikpark für den Komplex »Rubesh« kennen.

Im Gegensatz zu den Israelis informierten sich die Amerikaner umfassender. Sie stellten konkrete und detaillierte Fragen, aber ich konnte nicht daraus schließen, weshalb sie sich für diese Technik der ehemaligen Küstenraketenkräfte der Volksmarine interessierten. Sie ließen sich alles erklären, von der Toxizität der Raketentreibstoffe bis

zur Anzahl der noch vorhandenen Raketen und Startrampen. Sie wollte die Regelapparaturen sehen und setzten sich in die Gefechtskabine der Startrampen. In ihren Köpfen schienen Rechenmaschinen zu laufen. Offensichtlich beschäftigten sie sich mit dem Preis-Leistungs-Verhältnis des Unternehmens »Rubesh«. Welcher Aufwand muß betrieben werden, um dieses oder jenes Ergebnis mit dieser Technik zu erreichen. Sie äußerten sich aber nicht darüber, ob überhaupt und wieviel sie von unserer Hauptbewaffnung haben wollten und welchen Zweck sie eigentlich verfolgten. Das aus diesem ersten Informationsbesuch die »Operation Tarantul/Rubesh« werden sollte, ahnte ich nicht. Die Amerikaner bedankten sich bei uns und verließen Schwarzenpfost. Nicht wenige Wochen später hörte ich durch Zufall eine Bemerkung: »Zur Zeit berechnen die Amerikaner die Transportkosten für den sie interessierenden Technikteil und setzen sie ins Verhältnis zu den Kosten für jene Ausrüstungen, die sie noch mitnehmen müssen, damit wir einen spürbaren Materialabschub verbuchen können.«

Mit anderen Worten: Unsere Technik verscherbelte die Bundesrepublik für »einen Appel und ein Ei« an die Amis. Und die wollten das Verhältnis zwischen dem, was sie haben wollten und dem, was sie nehmen sollten, ökonomisch günstig gestalten.

Die anschließenden Verhandlungen zwischen den beiden Seiten zogen sich hin bis Januar 1993. Letztlich schloß man ein Agreement. Man legte fest, was man wollte und formulierte die Gegenleistung.⁵⁰

Erinnern möchte ich daran, daß eine Startrampe 10 Millionen DM gekostet hatte, die Raketen und die andere Techniken waren nicht wesentlich billiger. Ich kam mir vor, als befände ich mich in den härtesten Jahren der Reparationszeit nach dem Zweiten Weltkrieg in der sowjetischen Besatzungszone. Die Waffen hatte die DDR auf Heller und Pfennig bezahlt, jetzt verschenkte sie der neue Besitzer.

Ich richtete meinen Blick in die Zukunft. Nur der innere Groll, ja auch verhaltener Haß und das unbeschreibliche Ungerechtigkeitsgefühl kamen in mir hin und wieder auf. Ich versuchte es wegzudrücken und bereitete mich auf das Vorstellungsgespräch vor. Ich wollte diese Gelegenheit beim Schopf packen.

Diesmal nahm ich nicht heimlich einen Tag Urlaub, sondern offiziell drei. Auf dem Weg dorthin besuchte ich die Familie Schröder

und fuhr erst am darauffolgenden Morgen von Bonn in Richtung Wiesbaden weiter. Schröders freuten sich über meinen beruflichen Vorstoß. Bei Kapitän zur See Schröder und seiner Frau spürte ich regen Anteil an meinem weiteren persönlichen und auch beruflichen Weg.

In Wiesbaden sah ich in einem vorbeifahrenden Opel mit einem Rostocker Kennzeichen einen guten Bekannten aus meiner Dresdener Studienzeit hinter dem Steuer. Also war ich nicht der einzige Kandidat, der sich, über das Büro zur Berufsvermittlung im Marinekommando geleitet, hier vorstellte.

Ich zog mich um, denn ich wollte nicht in einer vom Autofahren zerknitterten Kleidung zum Gespräch erscheinen. Fünf Minuten vor der Zeit meldete ich mich in der Rezeption des Unternehmens. Ich fühlte mich gut und ging deshalb völlig unverkrampft in das Gespräch. Der Geschäftsführer und sein Cheflogistiker unterhielten sich mit mir, stellten ihr Unternehmen vor. Ich fühlte vom ersten Moment an, daß die beiden Optimismus und Zuversicht ausstrahlten, fachliche Kompetenz und vor allem Menschenkenntnis besaßen. Ein seltenes Zusammentreffen von Fähigkeiten.

Alle meine Bedenken, innere Barrieren und Hemmungen ließ ich fahren. Offen und ehrlich erklärte ich mein Anliegen, erläuterte meine Vorstellungen, erklärte meine Bereitschaft, viel Neues lernen zu wollen. Bewußt sei mir, stellte ich fest, daß dieser Job für mich ein Sprung ins kalte Wasser sei, ich aber eine neue Tätigkeit bestmöglichst meistern werde. Diese Gedanken kamen aus meinem Herzen und meines Erachtens auch recht überzeugend an. Mehr sagte ich nicht, auch nicht während des Rundgangs durch das Zentrallager. Ich überschüttete den Logistiker nicht mit Fragen und teilte ihm auch nicht mit, was ich alles weiß und kann. Ich schaute und hörte einfach zu. Am Ende des Gesprächs fragten sie mich nach meinem jetzigen Arbeitsverhältnis. Ich erklärte ihnen in wenigen Worten, was ich war, was ich gegenwärtig noch bin, und wir kamen irgendwie aufs Segeln zu sprechen. Mit einer seemännischen Bemerkung bedankte ich mich für das Gespräch und hatte es hinter mir. Ich setzte mich in meinen postgelben Skoda und fuhr nach Hause. Als ich in Rostock ankam, teilte ich meine allgemeine Zufriedenheit den meinigen mit, schrieb dem Geschäftsführer einen

kurzen Brief als Dank für das Gespräch und begann auf eine Nachricht von ihm zu warten.

Am kommenden Montag fuhr ich wieder zum Dienst und verrichtete meine Tätigkeit im Nachkommando, als hätte es dieses Vorstellungsgespräch nie gegeben. Natürlich wußten meine engsten Mitarbeiter Bescheid, aber auch ihnen erzählte ich alles nüchtern und mehr oder weniger neutral, denn ich wollte nichts überstürzen, um dann nicht so enttäuscht zu sein, wenn es nicht klappen würde.

Muster ohne Wert

Wir ehemaligen NVA-Angehörigen gehörten zu einer aussterbenden Art und entsprechend sahen auch unsere Dienstbezüge aus. Der Verdienst ist ja sonst ein Bereich, über den man in unserer neuen Welt nicht spricht. Wer will schon zugeben, sich unter Wert zu verkaufen. Aber als ehemalige NVA-Offiziere waren wir ja ohnehin Muster ohne Wert. Deshalb kann ich frei über meinen Lohn im letzten Monat meines militärischen Lebens berichten. Die gesamte Gebührniszahlung der Rest-NVA platzte. Solche Panne hätte man sich im November oder Dezember 1990 nicht leisten dürfen. Erst das alte System abrüsten, sagte man sich, und dann die Zahlungen der Dienstbezüge auf den Westmodus umstellen. Trotz High-tech in EDV und einem halben Jahr Probezeit lief dieses Problem unter den abgespeckten Bedingungen ostdeutscher Besoldung voll gegen den Baum. Admiral Horten gab bei einer der letzten Kommandeurstagen zu, daß es zur Zeit drunter und drüber ginge. Das neue System, das elektronische, sei fehlerhaft und stürze pausenlos ab. Letztlich entschied man sich für Abschlagszahlungen. Auch ich bekam eine Vorauszahlung von 500 DM.

Ganz davon abgesehen, klärte niemand das Problem mit dem 13. Monatsgehalt für Zeit- und Berufssoldaten und mit dem Entlassungsgeld für die Grundwehrdienstleistenden. Wir als Berufssoldaten zweiter Klasse erhielten nie ein 13. Gehalt, nicht einmal anteilmäßig. Bei einem Westsoldaten werden vom Bruttolohn lediglich die Steuern abgezogen. Sozialversicherungs- und Krankenkassenbeiträge müssen nicht gezahlt werden, weil »echte« Soldaten auf Zeit nach dem Ausscheiden in der Rentenversicherung